

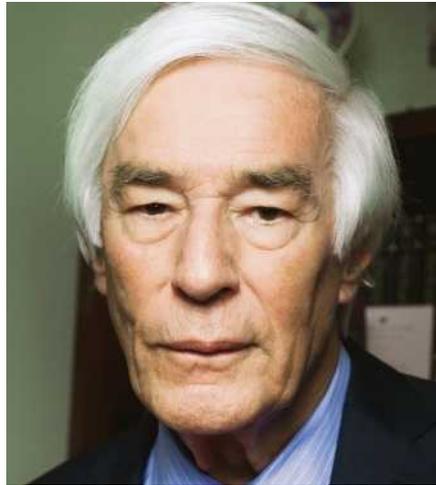
Seine Klarheit half ihm, um als Deutscher Präsident der Stanford University zu werden

Herr Casper, Sie haben über Ihre Kindheit gesagt, dass in Ihrem Elternhaus keine Gainsboroughs hingen und kein Chopin gespielt wurde. Was für eine Atmosphäre herrschte dort?

Mein Vater, ein Schokoladen-Großhändler, war sehr von der freien Atmosphäre in Hamburg geprägt. Meine Mutter stammte aus der pommerschen Version von Preußen. Sie war strenger und hatte sehr klare Vorstellungen davon, was in der Welt richtig sei und was nicht. Mein Verhältnis zu den Eltern war gut, aber ich habe schon sehr früh meine Unabhängigkeit erklärt. Das begann mit meiner ersten Amerika-reise 1954. Eine New Yorker Zeitung organisierte jedes Jahr ein Forum für 30 Schüler aus 30 verschiedenen Ländern. Dies war neun Jahre nach Kriegsende: Ich als Deutscher war mit Delegierten aus Frankreich, England, Israel, Dänemark, Japan zusammen. Als ich zurückkam, hatte ich eigene Vorstellungen davon, was mir im Leben wichtig sein würde.

Sie waren 16 und haben drei Monate lang in amerikanischen Haushalten und Internaten gelebt. Haben Sie dabei Grenzerfahrungen gemacht?

Zunächst wollte meine Schulleiterin in Hamburg nicht, dass ich nach Amerika ging. Amerika wurde von ihr als die Quelle vieler Übel angesehen. Ich konnte also meine Unabhängigkeit gegenüber der Schule beweisen, indem ich in die USA ging. Dort wohnte ich für jeweils zwei Wochen in sehr unterschiedlichen Familien, das war im Grunde völlig unverantwortlich. In einer der Schulen wurde ich als Deutscher für kollektiv mitschuldig an den Verbrechen der Nazis gehalten und musste mich damit auseinandersetzen. Ich war in dieser Schule mit Nurit aus Israel zusammen. Sie verteidigte mich. Ich war auf meine eigenen Beine gestellt und musste allein mit Problemen fertigwerden. Unter diesen Umständen meine Integrität zu erhalten hieß, für jede anthropologische Erfahrung geschult zu sein. Andererseits fühlte ich mich in den drei Monaten nie allein. Es gab viele Aktivitäten, ich hatte Radio- und Fernsehinterviews, und am Ende gab es noch ein großes



Gerhard Casper, 81, stammt aus Hamburg, er studierte Jura und ging 1964 in die USA. Dort lehrte er vor allem Verfassungsrecht und wurde Präsident der Stanford University. Später kehrte er nach Deutschland zurück, derzeit leitet er übergangsweise die American Academy in Berlin

Forum in den Vereinten Nationen, und ich sprach dort als erster Deutscher überhaupt am Rednerpult.

Von 1992 bis 2000 waren Sie Präsident der Stanford University. Wie konnten Sie als Deutscher in Amerika so eine Karriere machen?

Am entscheidendsten war meine Zeit in Chicago. Ich war dorthin an die Juristische Fakultät berufen worden, um Rechtsvergleichung und Rechtstheorie zu lehren. Aber im ersten Semester nahm mich ein Kollege beiseite und empfahl mir, ein Gebiet zu vertreten, auf dem die Kollegen meine Arbeit bewerten könnten. Nach dem Gespräch bin ich zum Dekan gegangen und habe ihm gesagt, dass ich ab dem nächsten Semester Verfassungsrecht lesen möchte. Später bin ich dann an dieser Fakultät für neun Jahre der Dekan geworden, weil meine Kollegen meinem Urteil, einschließlich des wissenschaftlichen Urteils, vertrauten.

Sie gelten als Retter der Stanford University, weil Sie viel Neues eingeführt haben. Was haben Sie als Erstes verändert?

Damals gab es die Kritik an den bedeutenden Universitäten, dass die Professoren nur an ihrer eigenen Forschung interessiert seien. Mir war wichtig, dass wir in der Tat den Lehrbetrieb ernster nahmen und vor allen Dingen die jungen Semester an die Wissenschaft heranführten. Ich war sehr von Wilhelm von Humboldt beeinflusst. Wir haben dann den Studenten des ersten und zweiten Jahres die Möglichkeit gegeben, Seminare bei regulären Professoren zu belegen. Als Zweites galt es, einen schweren Konflikt Stanfords mit dem Bund zu lösen über die Verwaltungskosten, die berechnet werden, wenn man Forschungsgelder bekommt. Stanford hatte angeblich (vor meiner Zeit) zu hohe Forderungen zur Kostenerstattung gestellt, und das war ein sehr schwieriger Fall, da waren Hunderte Millionen Dollar im Spiel. Meine klare Sicht hat mich gerettet. Wir haben die Regierung überzeugen können, dass Stanford kein Recht verletzt hatte, was schließlich auch öffentlich erklärt wurde.

Sie haben gesagt, dass die Luftangriffe in Ihrer Kindheit ein tiefes Gefühl der Unsicherheit bei Ihnen hinterlassen haben. Welche Auswirkungen hatte das in Ihrem Leben?

Im Luftschutzkeller konnte ich nie wissen, ob ich lebend wieder herauskomme. Ich habe deshalb in meinem ganzen Leben nie etwas für sicher gehalten und wusste immer, dass sich alles morgen verändern könnte. Diese Einstellung hat mir später sehr geholfen, als ich Führungsaufgaben wahrgenommen habe, indem ich Alternativen zum Status quo immer in Erwägung zog. Auch habe ich nie an einem Amt geklebt. Wenn meine Kollegen in Chicago oder Stanford mir das Misstrauen ausgesprochen hätten, wäre ich sofort zurückgetreten. Ein Professor ist natürlich in der guten Lage, auf seine Professur zurückkehren zu können – sozusagen wie Bismarck auf seine pommerschen Güter.

Das Gespräch führte Herlinde Koelbl

Im nächsten Heft: Die Deutschlandkarte zeigt, welche Pflanzenarten wo ausgestorben sind.

Und im Wochenmarkt gibt es wunderbaren Zwetschgenröster